

Bodybuilder – Gottesbilder

Vortrag beim Wintertreffen der AGG
in München 24.–26. Januar 1997

von Barbara Schiffer und Michael Brinkschröder

1. ÜBER SEXUALITÄT REDEN (M.B.)

Die Vorbereitungsgruppe hat dieses Wintertreffen unter das Motto gestellt: »Nicht unsere Unterschiede trennen uns, sondern das Schweigen darüber.« Dieser Satz von Audre Lorde läßt sich auf viele Unterschiede und auf viele Themen des Schweigens beziehen. Eines dieser Themen ist die Sexualität.

Es ist nicht leicht zu beurteilen, ob zu viel oder zu wenig über Sexualität gesprochen wird. Jede zweite Talk-Show behandelt eine sexuelle Perversion und von Studierenden wird erwartet, daß sie ein fünfminütiges Gespräch über Sadomasochismus überstehen, ohne rot zu werden.

Auf der anderen Seite steht die Tabuisierung des Sexuellen in der katholischen Kirche. Weil Sexualität immer im Ruch der Sünde steht, kann das heikle Thema nicht angesprochen werden. Sexualität ist vermintes Gelände.

Michel Foucault hat die übergreifende Gemeinsamkeit so formuliert: »Im Abendland ist der Mensch ein Geständnistier geworden.«¹ Während der Katholik traditionellerweise sein Geständnis im Beichtstuhl ablegte, tut es der moderne Mensch vor laufenden Kameras oder in der Therapie. Aus dem Beichtstuhl ist die Öffentlichkeit durch das Beichtgeheimnis ausgeschlossen. Es geht darum, das Verhältnis zu Gott wieder ins reine zu bringen. Der Katholik mußte sein Begehren erforschen, um festzustellen, ob er ein Sünder ist. Der Mensch in der Erlebnisgesellschaft braucht die permanente Entzifferung des Begehrens und die Bewertung sexueller Erfahrungen, um sich ihres Genusses und Erlebniswerts zu vergewis-

1 Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Bd. 1, Frankfurt, a. M. 1983, 77.

sern.² Ohne die Bestätigung durch die Öffentlichkeit bekommen die kleinen Sensationen der Lust keinen Sinn. Außerdem sollen alle Zuschauer erfahren, wie man die sexuellen Erlebnisse noch steigern kann. Im Übergang vom katholischen Milieu zu den Milieus der Erlebnisgesellschaft hat sich das Verhältnis zwischen Privatem und Öffentlichem zugunsten des Öffentlichen verschoben. Das ist prinzipiell begrüßenswert. Leider verkommt das Gesagte zu bedeutungslosem Geplapper.

Viele Arten, über Sexualität zu reden, beinhalten in sich ein Schweigen – ein Schweigen über die Person, die spricht. Es wird eine objektivierende, distanzierende Sprache gesprochen. Dies gilt nach wie vor für die typische Männersprache, in der von sexuellen Leistungen, Techniken und Eroberungen die Rede ist. Dies gilt aber auch für die subtilere Variante, bei der *en détail* darüber gesprochen wird, welche sexuellen Handlungen man praktiziert und daß man sie geil findet. Die Persönlichkeit löst sich auf in die Vielzahl der Attraktionen, denen man nachgeht.

Sexualität ist zwar nicht mehr eine Sache für Sünder, aber sie hat nach wie vor etwas mit unserer Persönlichkeit zu tun. Der kanadische Philosoph Charles Taylor hat zwischen schwachen und starken Wertungen unterschieden.³ Bei schwachen Wertungen geht es darum, zwischen einfachen Alternativen zu wählen, also z.B. ob wir Schwarzhaarige oder Rothaarige bevorzugen. Starke Wertungen hängen damit zusammen, was für eine Art Mensch wir sein wollen, ob wir kreativ oder ordentlich, treu oder spontan, karriere- oder familienorientiert sein wollen. Starke Wertungen stellen uns vor Entweder-Oder-Entscheidungen.

Sehr viele Entscheidungen im Bereich der Sexualität sind verknüpft mit Fragen starker Wertungen. Nicht nur die Attraktivität anderer Menschen ist dann ausschlaggebend für unser Handeln, sondern auch die Frage, ob unsere sexuellen Wünsche überhaupt zu *uns* passen. In der Art und Weise, wie wir in diesen Fragen Verantwortung wahrnehmen, haben wir die Chance, persönlichen Tiefgang zu entwickeln. Die Alternative ist Oberflächlichkeit.

Starke Wertungen sind keine Vorschriften. Indem die Kirche universale Normen erläßt, verpaßt sie die Chance, starke Wertungen zu artikulieren und sie den Menschen als Angebot zur Verfügung zu stellen. Sie schweigt an entscheidender Stelle, wo es darum geht, Menschen Orientierung für die Gestaltung ihrer Sexualität zu bieten. Leider wird auch in der Predigt, dem originären Ort für starke Wertungen, von diesen immer mehr geschwiegen und seicht dahingeplappert.

2 Vgl. Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a. M., New York 1993, 58-67.

3 Vgl. Taylor, Charles: Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus, Frankfurt a. M. 1988, 9-51.

In dem folgenden Dialog wollen wir in dieser Weise persönlich und mit starken Wertungen über unsere Erfahrungen mit der Sexualität sprechen.

2. DIALOG

B.S.: Was macht die Liebe?

M.B.: Was meinst Du damit? Willst Du wissen, ob ich mich frisch verliebt habe, wie es um mein Sexleben steht, ob ich zur Zeit in einer Beziehung lebe oder willst Du mich in die philosophischen Abgründe der Liebe stürzen?

B.S.: Also, die philosophischen Abgründe interessieren mich im Moment nicht.

Bist Du Single oder liiert?

M.B.: Ich lebe seit fast vier Jahren in einer festen Beziehung.

B.S.: Warum eigentlich?

M.B.: Ich bin absolut ein Beziehungstyp. Allein, ohne feste Beziehung zu sein, könnte ich mir nicht vorstellen. Dafür gibt es viele Gründe. Der wichtigste ist, jemanden zu haben, mit dem ich über alles sprechen kann, was mich bewegt. Ein zweiter Grund ist, daß ich mir Sex nur in einem gewissen Rahmen von Vertrautheit praktisch vorstellen kann. Ich brauche einen Überblick über die Persönlichkeit desjenigen, mit dem ich mich einlasse. Der Reiz des Fremden oder des Exotischen, der viele Leute stark anmacht, löst bei mir eher Angst als Lust aus. Mich interessiert der Rausch der Tiefe, abzutauchen in die Persönlichkeit des anderen.

Daß es jetzt schon fast vier Jahre sind, dafür gibt es auch mindestens zwei Gründe. Der erste liegt schon vor der Beziehung zu meinem jetzigen Freund. Ich war davor mehrere Male für einige Monate befreundet und aus den verschiedensten Gründen ist das dann immer gescheitert. Aber ich habe mir zum Prinzip gemacht, aus den gescheiterten Beziehungen zu lernen, damit ich die Fehler nicht noch einmal mache, die ich da begangen habe. Vor lauter verliebter Euphorie habe ich z.B. einmal übersehen, daß das Verliebtsein nicht wirklich auf beiden Seiten gleich war oder ich habe den Fehler gemacht, über Probleme, die ich gespürt habe, nicht rechtzeitig offen zu sprechen. Das erzeugt dann einen Groll, der nicht mehr zu heilen ist. Dieser Wille, aus meinen Fehlern zu lernen, hat mich reifen lassen und am Anfang meiner jetzigen Beziehung hatte ich das Gefühl, daß ich jetzt reif bin für den Mann meines Lebens. Das hört sich vielleicht kitschig an, aber ich bin auch Romantiker.

Aber der entscheidende Grund dafür, daß wir die lange Zeit überstanden haben, ist, daß wir uns lieben. Es hat schon viele Krisen gegeben, wo ich kurz davor war, Schluß zu machen, weil ich mit meinem Freund und der Beziehung total un-

zufrieden war. Ab und zu habe ich mich in andere Männer verliebt, aber endgültig Schluß zu machen ging nicht. Ich habe in diesen Situationen oft zwischen Himmel und Hölle gehangen, mich kaum aus dem Bett gewagt, bis innerlich eine Entscheidung gereift war.

Wie lebst Du denn beziehungsmäßig?

B.S.: Ich bin seit knapp zwei Jahren Single. Vorher hatte ich eine Beziehung mit einer Frau. Wir waren ähnlich lange zusammen wie Du und Dein Freund. Die Trennung ist mir damals sehr schwer gefallen. Sie war auch »die Liebe meines Lebens«. Da bin ich ähnlich romantisch wie Du. Nur steh ich inzwischen an einem anderen Punkt.

M.B.: Heißt das, Du hältst »die große Liebe« jetzt für eine Illusion ?

B.S.: Ich weiß nicht. Wie sind damals einfach sehr hoch eingestiegen, haben eine absolut monogame Beziehung gelebt und waren uns der jeweils wichtigste Mensch im Leben. Wir haben geglaubt, wir würden ewig zusammenbleiben. Aber das war ein Trugschluß. Ich glaube, ich bin einfach vorsichtiger und mißtrauischer geworden.

M.B.: Wirkt sich das nicht auch auf Dein Sexleben aus?

B.S.: Doch, das hat schon Konsequenzen. Ich stürz mich nicht mehr so Hals über Kopf in jedes Abenteuer, das sich mir bietet, wie ich es vor der Beziehung getan habe. Mein Selbstbewußtsein auf dem Gebiet der Erotik und Sexualität ist angeknackst worden. Ich überlege mir sehr genau, welche Frau ich an meinen Körper ranlasse und wie weit ich gehen möchte. Dennoch habe ich heute weniger als früher den Anspruch, monogam zu leben. Ich möchte im Moment meine Lust leben ohne die Verantwortung und Verbindlichkeit fester Beziehung. Manchmal gelingt mir das auch ganz gut. Aber zugeben: Es fällt mir nicht leicht, Herz und Seele beim Sex »rauszuhalten«. Das möchte ich eigentlich auch gar nicht, weil erotische Anziehung und Attraktivität für mich nicht nur über den Körper gehen. Das birgt dann die Gefahr, daß ich mich ernstlich verliebe, und dann ist es dahin mit der Unverbindlichkeit. Meine Wunschliebesform wäre im Moment die »Daueraffäre mit Spaßgarantie«. Auch wenn ich mir selber nicht ganz zutraue, das auch so locker zu leben, wie das grad klingt.

M.B.: Stimmt, das klingt schon recht abenteuerlich. Aber sag mal, wo holst Du Dir denn die Sicherheit in Deinen sozialen Bezügen her? Oder brauchst Du die gar nicht?

B.S.: Doch klar, die gibt es und die ist mir auch sehr wichtig. Eine tragende Säule in meinem sozialen Netz ist meine WG. Ich lebe in einer Lesben-WG. Aber wir wohnen nicht nur miteinander, sondern leben auch zusammen. Meine WG ist

mein Zuhause und irgendwie auch meine Familie. Das Problem dabei ist nur, daß es einfach schwierig ist, Kontinuität im Miteinander-Wohnen und Leben zu erreichen. Die meisten Lesben finanzieren sich selbst und sind in der Wahl ihres Wohnortes von ihrer Arbeitsstelle abhängig. Das führt dazu, daß wir nur auf absehbare Zeit miteinander leben können. Aber auch wenn die personale Besetzung der WG sich immer wieder ändert, ist die Struktur »Lesben-WG« trotzdem die für mich momentan beste Wohnform.

Sag mal, wie wohnst Du eigentlich und welchen Stellenwert hat für Dich Deine Wohnform?

M.B.: Während meines Studiums habe ich auch immer in WGs gelebt – entweder Zweier- oder Vierer-WGs – und dabei ganz verschiedene Erfahrungen gesammelt. Die WG als Familienersatz kenne ich auch, aber im Moment ist das alles etwas distanzierter. Außerdem bin ich der einzige Schwule, so daß dieses Thema nicht so wichtig ist.

Allerdings habe ich in meiner Frankfurter Zeit ein Jahr in einer WG mit drei anderen Schwulen gewohnt. Das war für mich eine sehr wichtige Zeit, weil ich einfach verrückte Sachen anstellen konnte. Ich zog als verklemmter Theologiestudent mitten ins Frankfurter Rotlichtviertel, in eine WG, in der Sex das alles beherrschende Thema war. Es klingt vielleicht blöd, aber wenn wir gut drauf waren, haben wir gerne die Puffnummer gespielt und so getan, als ob der Besuch, der gerade da war, ein Freier wäre und sich einen von uns aussuchen konnte. Wir hatten eine furiose Puffmutter, die den Laden managte. Für das Frivole, Verruchte und Tuntige habe ich seither ein Faible – wenn auch eher aus der Beobachterperspektive. Das war ein Jahr nach meinem Coming-out.

B.S.: Wie war das denn, Dein Coming-out?

M.B.: Das zog sich über viele Jahre hin. Das erste Mal habe ich es einer Freundin gesagt, als ich 18 war. Besser gesagt: Ich mußte es aufschreiben, weil ich das Wort »schwul« nicht über meine Lippen bringen konnte. So schlimm war das.

Während der Zeit habe ich im Kinderheim in einer Gruppe mit zehn Jungen gearbeitet. Die sind irgendwann angefangen, mich damit zu hänseln, daß ich mich tuntig bewege und die Finger abspreize. Das war für mich die Hölle, weil ich jetzt dachte, daß man mir das Schwulsein ansehen könnte. In Wirklichkeit haben die Jungen einen Zufallstreffer in meinem wunden Punkt gelandet und gemerkt, wo ich mich nicht verteidigen kann. Das ist übrigens eine exzellente Voraussetzung für Mobbing.

Die ganze Sache hat mich um gut zwei Jahre im Coming-out zurückgeworfen und dann war für mich die entscheidende Frage, an der ich lange geknabbert

habe, ob ich lieber bei der Kirche arbeiten oder lieber offen schwul leben wollte. Faule Kompromisse dazwischen kamen für mich nicht in Frage, weil ich dann meine Aufrichtigkeit aufs Spiel gesetzt hätte und das war auch letztlich ausschlaggebend, mich fürs Coming-out zu entscheiden. Aber seit dieser Entscheidung arbeite ich daran, die kirchliche und theologische Seite meiner Identität nicht verlieren zu müssen.

Wie war denn das Coming-out bei Dir?

B.S.: Schwierig. Meine erste Frauenbeziehung hatte ich mit 19 Jahren. Diese Erfahrung war sehr schön. Ich hab mich damals irgendwie stark gefühlt – auch mit meinem Anderssein. Die Schwierigkeiten und Schuldgefühle begannen erst danach. Zunächst hatte ich arge Zweifel und Probleme, meine Homosexualität mit meinem damals recht frommen Glauben in Einklang zu bringen. Mit dem Beginn meines Theologiestudiums haben sich meine Probleme verändert, zumal sich mein lesbisches Begehren verfestigte und ich andere Frauenbeziehungen hatte. Das war die Zeit, in der mich die Aussicht, einmal lesbische Pfarrerin in der evangelischen Kirche zu sein, ziemlich belastet hat. Die Diskriminierung von Schwulen und Lesben war und ist auch in der evangelischen Kirche immer noch ein großes Problem. Mein eigentliches Coming-out hatte ich dann vor fünf Jahren. Zu der Zeit hab ich mich in eine »gestandene« Lesbe verliebt und sie sich in mich. Mit Beginn dieser Beziehung war es uns beiden wichtig, offen lesbisch zu leben. Ich habe dann die Hürde überwunden und es meinen Eltern erzählt und angefangen mich kirchenpolitisch zu organisieren.

M.B.: Würdest Du sagen, daß Du damit Dein Coming-out abgeschlossen hast?

B.S.: Nein – und ich glaube, da sind wir uns einig – ein Coming-out geschieht nie ein für alle mal, sondern wir müssen uns immer wieder neu überlegen, wo, in welchem Maße und auf welche Weise wir unser Schwul- und Lesbisch-Sein thematisieren. Daß ich heute hier stehe, ist ein Schritt in eine Öffentlichkeit, den ich mich vor zwei Jahren noch nicht getraut hätte. Ich merke, ich kann und will nicht mehr »in den Schrank« zurück. Ein Doppelleben und eine Abspaltung von privatem und öffentlichen Leben möchte ich mir nicht antun. Da geht es mir ähnlich wie Dir.

M.B.: Wie hat sich das auf Deine kirchliche oder gemeindliche Zugehörigkeit und auf Deinen Glauben ausgewirkt?

B.S.: Mein offensiver Umgang mit meiner Lebensform in bezug auf Kirche als Arbeitgeberin und meine eher allgemeine Kritik an Kirche haben sicherlich zur Entfremdung geführt. Ich bin in keiner Gemeinde zu Hause und fühle mich spirituell und in meinem Glauben ein bißchen heimatlos. Labrystheia – das ist das Netzwerk, in dem ich mich kirchenpolitisch engagiere – hat für mich hauptsächlich

eine politische Funktion. Andererseits ist hier der Ort, wo ich mir gelebte Spiritualität im Miteinander am ehesten vorstellen kann. Das ist einer meiner Wünsche an mein Netzwerk für die Zukunft. Mich würde interessieren, wie das bei Dir aussieht. Du hast vorhin ja kurz erwähnt, daß Du daran arbeitest, die kirchliche und theologische Seite Deiner Identität nicht zu verlieren. Spielen da für Dich ebenfalls sowohl berufliche als auch spirituelle Aspekte eine Rolle?

M.B.: Was die katholische Kirche betrifft, fühle ich mich wie im Exil. Ich bin aus meiner Heimat vertrieben, ohne irgendwo eine andere Heimat in Aussicht zu haben. Die Auseinandersetzung mit dem Thema »Homosexualität« ist weit hinter dem Stand in der evangelischen Kirche zurück. Die Dokumente und Briefe der Glaubenskongregation betreiben eine beleidigende und offene Diskriminierung. Man versucht weiterhin, das Thema zu tabuisieren und die Personen in die Nicht-Existenz zu drängen. Als Theologe stehe ich seit meinem Coming-out praktisch unter Berufsverbot.

Schließlich stellt das nicht nur die Sexualmoral, sondern Grundlagen des Klerikalismus in Frage. Die Ausbildung in den Priesterseminaren und das Leben in den Klöstern basiert auf der Zurückdrängung sexueller Impulse. Das ist für alle, die Angst vor ihrer Sexualität haben, genau der richtige Ort. Hier müssen sie sich nicht dafür rechtfertigen, daß sie keine Freundin haben und schon gar nicht dafür, daß sie schwul sind. Wenn die Triebimpulse dann irgendwann im Laufe des Lebens zu stark werden, stehen sie dann vor dem Dilemma: Aussteigen aus dem Priesterberuf oder Doppelleben. Diejenigen, die das Doppelleben wählen, müssen homosexuelles Begehren so weit wie möglich tabuisieren, um ihre persönliche Integrität vor sich aufrechtzuerhalten.

Die Macht des Tabus, die einem aus diesem Grunde entgegentritt, erschien mir bislang immer zu groß, um ihr kirchenpolitisch entgegentreten zu können. Ich habe aber den Eindruck, daß der Gegenwind im Moment deutlich schwächer wird.

Das Bewußtsein, mit meinem Coming-out beruflich in der Kirche nichts mehr verlieren zu können, hat mich in meinem theologischen Denken radikaler gemacht. Mich hat es gereizt, das, was ich im Studium gelernt habe, auf ein völlig neues Gebiet zu übertragen. Wie läßt sich Schwulsein und Christsein zusammendenken? Vorbilder waren dabei für mich die Befreiungstheologie und Michel Foucault. Deshalb habe ich in Münster eine Arbeitsgruppe »Schwule Theologie« gegründet, in der ich jetzt seit einigen Jahren mitmache und die für mich ein kleines Stück religiöser Heimat darstellt.

3. SEXUALITÄT IM SPANNUNGSFELD VON MACHT UND EROTIK (B.S.)

0. Als ich zu Hause erzählt habe, daß ich ein Referat zum Thema Sexualität halten soll, habe ich immer wieder den Kommentar gehört: »Das ist aber spannend!« Auch in den Vorbereitungsgesprächen mit Michael fiel immer wieder das Wort »spannend«.

Warum ist es so spannend, über Sexualität zu reden? Worin liegt die Spannung?

Es gibt tausend verschiedene Möglichkeiten, sie zu beschreiben, hunderte von Perspektiven, Erfahrungen und Aspekten, die bedacht werden können. Jede und jeder von uns hat eine ganz eigene Wahrnehmung dieser Spannung. Ich möchte mich im folgenden auf die für mich wichtigsten Aspekte beschränken und Euch einladen, meinen persönlichen Assoziationen zu folgen.

1. Was ist Sexualität? Der Schlüssel zu diesem großen und facettenreichen Thema ist für mich mein Körper. Ein weiblicher Körper. Wenn ich an Sexualität denke, dann habe ich spontan Körper vor Augen. Körper, die atmen, riechen, schwitzen, Körper in ihrer Fülle und Verschiedenheit.

Mein Körper ist ein sexuelles Wesen. Er kennt Lust und Unlust, ist dem Zyklus von Begehren und Rückzug verhaftet. Er öffnet und schließt sich, wie es ihm beliebt. Er kennt Hochphasen sexueller Aktivität und Phasen sexueller Abstinenz.

Er braucht den Raum ungeteilter und geschützter Intimität, wie auch Momente der Ek-Stasis, des Heraustretens aus diesem Raum, hinein in die Begegnungen geteilter Sexualität.

Wenn ich sexuellen Kontakt suche, dann nehme ich diesen Körper immer mit. Es ist mir wichtig, auf seine Signale zu achten und nicht über meine körperlichen Grenzen hinwegzugehen. Das gilt ganz besonders für den Bereich der Sexualität. Um wirklich zu spüren, wie mein Körper auf sexuelle Reize reagiert, muß die Balance und der Kontakt zwischen Körper, Seele und Geist stimmen: Ich kann meinen Körper zum Sex überreden, ich kann ihn überzeugen oder zwingen, aber wenn er sich verweigert, zeigt er mir durch Schmerz oder Krankheit, daß es Anteile in mir gibt, die keine Lust haben.

Ich selbst kann meinem Körper Lust verschaffen, kann mir selbst sexuelle Befriedigung schenken und mit mir Spaß haben. Diese sexuellen Begegnungen mit mir selbst stellen einen wichtigen Teil meiner Sexualität dar und sind für mich *spannend*. Durch sie lerne ich mich kennen, und ich erspüre, was meinem Körper gefällt und was nicht. Dieses Wissen nehme ich mit hinein in die Begegnungen geteilter Sexualität.

Darüber hinaus lerne ich auch in der sexuellen Begegnung mit einem Gegenüber meinen Körper und seine Vorlieben immer wieder neu kennen. Vieles von dem, was mein Körper mag, erfahre ich erst durch die Berührungen eines Gegenübers. Ich staune immer wieder, wie unterschiedlich meine Lust sein kann, je nach dem, mit wem ich sie teile. Geteilte Sexualität ist Kommunikation *mit* dem Körper und *durch* den Körper. Ich kommuniziere mit einer Frau, deren Körper, Seele, Geist, Erfahrungen und Temperament sich in der gemeinsam gelebten Sexualität mir öffnen.

Sexualität ist eine Unterhaltung, ein Gespräch mit allen Sinnen. Dieses Gespräch kann einen Höhepunkt haben, muß es aber nicht. Der Orgasmus ist ein wichtiger Teil meiner Sexualität, aber nicht ihr Dreh- und Angelpunkt. Es kann manchmal lustvoller sein, in einer sexuellen Begegnung auf einen Orgasmus zu verzichten, als ihn mit aller Macht und Selbstverständlichkeit anzusteuern. Auf den Orgasmus kann ich in der geteilten Sexualität verzichten, nicht aber auf Sinnlichkeit und den Genuß, der mir durch Berührung und Begegnung mit einem Gegenüber geschenkt wird. Dieser sinnliche Genuß streichelt nicht nur den Körper, sondern auch Geist und Seele.

II. Der Mikrokosmos meines Körpers als mein Schlüssel zur Sexualität bildet im Idealfall so etwas wie ein Stück »heile Welt«. Wenn ich bei mir, bei meinem Körper, bei meiner Lust oder Unlust bin, dann fühle ich mich heil.

Die Realität, in der sich Sexualität darstellt, ist aber weit aus komplizierter und auch *heil-loser*, als es diese Erfahrungen sexueller Harmonie verheißen.

Mein Körper ist nicht nur Hort meiner eigenen sexuellen Bedürfnisse und Befriedigungen, sondern steht auch im Blickpunkt der Macht. Er ist Gegenstand von *Be-Mächtigungen*, die wiederum durch bestimmte Interessen geleitet sind. Der Mikrokosmos meines Körpers ist Teil eines größeren gesellschaftlichen Zusammenhangs, in dem es fast keinen Bereich öffentlichen und privaten Lebens gibt, der nicht sexualisiert wird.

Dadurch bekommt der Körper eine zentrale Bedeutung, wird zum Produkt, zur Ware und zum Träger bestimmter markt- und machtorientierter Interessen. Es gibt kaum noch ein Konsumgut, für das nicht mittels sexualisierter Körper geworben wird. Aus den verschiedensten Branchen der Unterhaltungs-, Freizeit- und Erlebnisindustrie ist die Sexualität vermittelt über Körper als ein wichtiger wirtschaftlicher Faktor schlicht nicht wegzudenken.

Überall werden mir Klischees, Rollenbilder, Körperideale und Tips für »gelungene« Sexualität eingeredet und verkauft.

Idealbilder wirken wie Schablonen, die sich auf die Körper legen mit dem Ziel der Vereinheitlichung. Die Mode verhilft den Körpern zu bestimmten Images, die

Medizin mit ihren Vorstellungen von normalem Hormonspiegel, normaler Größe und normalem Gewicht sorgt dafür, daß die Körper auch in die »Klamotten« passen, die da verkauft werden sollen. Körper werden durch die Gesetze des Marktes geformt und bearbeitet. Der Staat und das Patriarchat bestimmen über die Natur, die Aufgaben und die Hierarchie der Geschlechter, fördern und verwerfen bestimmte sexuelle Liebesformen.

Viele dieser Mechanismen arbeiten sehr subtil. Die Macht über unsere Körper funktioniert so gut, weil wir sie verinnerlicht haben und ihre Normen und Kategorien reproduzieren. Wir nehmen den Blickpunkt der Macht ein und legen ihre Maßstäbe an uns selbst und an andere an.

Die Macht treibt neben den subtilen und komplizierten Bemächtigungen durch Markt, Mode und Medizin auch direkte und offene Blüten sexualisierter Gewalt: Kindesmißbrauch, Vergewaltigung, sexuelle Übergriffe im Alltag, Pornographie, Gewalt gegen Lesben, Schwule und gegen sogenannten behinderte Menschen u.v.m. prägen den ganz normalen Alltag sexualisierter Gewalt. Und es ist Alltag. Das Wissen um die Möglichkeit, selbst Opfer sexualisierter Gewalt werden zu können, wie auch das Eingeständnis, in irgendeiner Form zur Täterin werden zu können, beeinflussen meine Sexualität.

Das gilt erst recht dann, wenn ich nicht mehr allein über Möglichkeiten rede, sondern über ganz konkrete Erfahrungen sexualisierter Gewalt, die ich selbst gemacht habe bzw. meine Sexualpartnerin. Spätestens dann, wenn ich meinen »heilen, kleinen sexuellen Mikrokosmos« für die Begegnung mit einem Gegenüber öffnen, muß ich damit rechnen, daß ich es mit einem Opfer sexualisierter Gewalt zu tun haben könnte. *Spätestens*, denn wer von uns besitzt schon noch so einen »kleinen, heilen sexuellen Mikrokosmos«? Wir sind Kinder einer Zeit, in der sich die Gewalt gegen Menschen mit Körper, Hautfarbe und Geschlecht richtet. Darum spreche ich hier von *sexualisierter* Gewalt, nicht von *sexueller* Gewalt. Denn es geht hier um Gewalt, die sich ein »Feld« sucht, wo sie wirksam werden kann, und dies findet sie in der Sexualität.

Die Frage lautet also weniger »Warum bin gerade ich Opfer sexualisierter Gewalt?« sondern vielmehr »Warum sollte ich es gerade *nicht* sein?«. Es ist für uns m.M.n. heute unmöglich über Sexualität zu reden, ohne die Verstrickungen von Macht und Gewalt in diesem Zusammenhang zu benennen. Jedem Schweigen über die Einwirkungen von Macht und Gewalt auf Körper und Sexualität und jeder romantischen Verblendung, die uns den Mythos der unschuldigen Welt des Sexes und der reinen Gefühle vorgaukeln will, ist eine deutliche Absage und Rüge zu erteilen. Das bedeutet auch, daß ich mich immer wieder selbst hinterfragen und auf die Suche nach meinen eigenen Verleugnungs- und Verblendungsstrategien begeben muß.

III. Neben diesen einerseits subtilen Bemächtigungen und andererseits sehr direkten Gewalttaten der Macht, die auf meinen Körper und meine Sexualität einwirken, gibt es noch eine andere Macht, die sich meiner bemächtigt: die Erotik.

Sie macht meine Sexualität spannend, versetzt meinen Körper in einen Zustand höchster Sensibilität und bringt spürbare Hormonausschüttungen und Verwirrungszustände mit sich.

Erotik ist für mich die Spannung, die zwischen Menschen entsteht, die sich attraktiv finden – worin auch immer die Attraktion bestehen mag. Diese Spannung entsteht über Blicke, Gesten, Worte, Gerüche, Bewegungen und vieles mehr. Erotische Anziehung bewegt den Körper, die Seele und den Geist.

Sie schwebt manchmal im Raum und bekommt eine Eigendynamik, die über mich und mein Gegenüber hinausgeht. In der Erotik ist eins und eins mehr als zwei.

Sie ist eine Energie und Kraft, die für mich spirituelle Züge enthält. Der heilige Geist, die Ruach Gottes, zeigt sich mir, läßt sich berühren und ergreifen in der Erotik. Neben allen rationalen Gründen, warum mich gerade diese Frau jetzt und hier erotisch anzieht, neben allen eingprägten Idealvorstellungen, die immer auch mitschwingen, kann ich die Kraft der erotischen Anziehung letztendlich nicht erklären.

Auf meinen Körper kann ich direkt einwirken. Wenn über ihn gegen meinen Willen bestimmt wird, dann kann ich das als Gewalttat und Bemächtigung anklagen. Für die Erotik fehlt mir dieser direkte Zugriff. Sie bleibt trotz aller Versuche, sie zu erfassen, unverfügbar.

Die Erotik entwickelt in mir die Sehnsucht nach Berührung und Miteinander, nach Sexualität. Sie ist für eine schöne Erfahrung geteilter Sexualität zumindest für mich unverzichtbar. Auch hier gibt es keine festgelegten Bahnen und Regeln, in denen sich eine erotische Begegnung abzuspielen hat. Genauso wenig wie der Orgasmus Dreh- und Angelpunkt einer geteilten Sexualität sein muß, genauso wenig muß die erotische Spannung immer zur Entladung in gelebter Sexualität führen. Im Gegenteil. Manch sexuell attraktive Begegnung lebt gerade davon, daß die Erotik *nicht* ausgelebt wird. Sie hält zwei Menschen auf Distanz beieinander und verbindet sie wie eine unsichtbare aber deutlich spürbare Energiebahn. Sie hält die Spannung.

Neben der Autosexualität kenne ich auch eine Autoerotik. Die Spannung zwischen mir und einem Gegenüber, das mich anzieht, kann ich in mir imaginieren. Meine erotischen Phantasien leben von sexuellen Begegnungen, die ich real erlebt habe, genauso wie von Begegnungen, die ich mir vorstelle. Manche haben konkrete Gesichter und Namen, manche sind völlig frei. Die Phantasie kennt kei-

ne Grenzen und sollte sie auch nicht haben. Meine erotischen Phantasien gehören nur mir allein und ich bestimme, wie weit ich sie wem mitteile.

IV. Was ist also nun Sexualität und worin liegt ihre Spannung? Es gibt keine Definition, es gibt nicht »die Sexualität«. (These:) Für mich steht Sexualität im Spannungsfeld von Gewalt und mißbrauchender Macht einerseits und heilem Körper und heilvoller Erotik andererseits. Sie steht im Spannungsfeld von Intimität und Ek-Stasis, von Privatem und Politischem, von Materie und Spiritualität. In diesem weiten Bereich sexueller Möglichkeiten gibt es nur ein Verbot: das Verbot der sexualisierten Gewalt und Bemächtigung in all ihren Facetten.

4. WIE ENTSTEHEN MANN UND FRAU? (B.S.)

Grundlagen der Queer-Theory

1. Die Bedeutung des Begriffs »queer« und die philosophischen Wurzeln der Queer-Theory

»Queer« kommt aus dem US-amerikanischen Sprachgebrauch und bedeutet soviel wie verkehrt, falsch oder auch Falschgeld. In den USA ist »queer« auch ein Schimpfwort für Schwule und Lesben, die sich diesen Begriff im Laufe der Zeit als positive Selbstbezeichnung und politischen Kampfbegriff zu eigen gemacht haben. Dieser Prozeß ist vergleichbar mit der Entwicklung der Begriffe »schwul« und »lesbisch« in Deutschland, die ja ebenfalls zunächst Schimpfworte waren und immer noch sind, dann aber von Lesben und Schwulen als positive Selbstbezeichnung umgedeutet wurden. Die Geschichte dieser Worte als sprachliche Symbole für Diskriminierung und Repression bleibt in diesen Umdeutungsprozessen bewußt und mit Absicht erhalten.

Doch zurück zur Queer-Theory, der Theorie des Verkehrten, der Täuschung und des Perversen. Queer-Theory ist zu verstehen auf dem Hintergrund derjenigen philosophischen Denkrichtungen, die sich mit den Stichworten »Postmodern« und »Poststrukturalismus« verbinden lassen.

Ein wichtiger Grundgedanke postmoderner Kritik ist, nach Jane Flax, der »Tod des Menschen«. Gemeint ist damit die Absage an das Paradigma »Subjekt – Mensch«, wie es in der Aufklärung entwickelt wurde. Es gibt, so die poststrukturale These, kein naturhaftes Wesen des Menschen, keine »Essenz«, wie es das aufklärerische Denken behauptet hat. Statt dessen wird der »Mensch« als etwas erfaßt, das in einem »Gewebe fiktiver Bedeutungen« gefangen ist⁴. Was das heißt, wird später noch deutlich.

4 Flax, Jane: Psychoanalysis, Feminism and Postmodernism in the Contemporary West, Berkeley 1990, S.32 (zitiert nach Benhabib, Seyla: Feminismus und Postmoderne. Ein

Ich beziehe mich im folgenden auf Judith Butler⁵. Sie ist eine derjenigen feministischen Philosophinnen in den USA, die diese poststrukturalen Annahmen in bezug auf die Denkkategorien »Geschlecht« und »Begehren« durchbuchstabiert und anwendet. Diese Verbindung von poststrukturem Denken und feministischer Kritik bildet den theoretischen Rahmen der Queer-Theory, wie Judith Butler sie entscheidend geprägt hat. Die Queer-Theory ist trotz ihres philosophischen Ansatzes also eine gesellschaftskritische Theorie, und es gibt neben der Theorie auch eine politische Queer-Bewegung in den USA. Das sei hier erwähnt, auch wenn ich darauf aus Zeitgründen leider nicht näher eingehen kann.

2. Die heterosexuelle Geschlechterordnung und das binäre Denken

Wieviel Geschlechter gibt es? Ein Blick in den Personalausweis bestätigt das, was wir natürlich schon längst wissen: Es gibt zwei Geschlechter. Männlich und weiblich. Wenn ein Kind geboren wird, dann lautet die erste Frage meist »Ist es gesund?« und die zweite »Ist es ein Mädchen?« – wenn ja, dann ist klar, es ist kein Junge, oder »Ist es ein Junge?«, wenn ja, dann ist klar, es ist kein Mädchen. Das ist sehr banal und so was von selbstverständlich, das man es eigentlich gar nicht erwähnen müßte.

Hier wird deutlich: Unser Denken kennt nur diese zwei Geschlechter und unsere Sprache sortiert die Menschen darin ein. Judith Butler nennt dieses auf zwei Geschlechter reduzierte Denken *binär* (zweipolig).

Die Geschlechter in unserer Gesellschaft sind also grundsätzlich binär angeordnet.

Das bedeutet gleichzeitig, daß diese beiden Geschlechter einander *heterosexuell* zugeordnet werden. Ist das neugeborene Kind ein Junge, dann wird das heterosexuelle Begehren des Jungen sowie die aktive Umsetzung dieses Begehrens in die heterosexuelle Praxis bereits durch die bloße Feststellung und Benennung seines anatomischen Geschlechts vorweggenommen.

Innerhalb der heterosexuellen Geschlechterordnung gelten »Frau« und »Mann« als die beiden Geschlechter, die mittels Sprache und Vernunft *erfaßt* und *gefaßt* werden. Diese durch Denken, Sprache und Gesellschaft vermittelte Perspektive behauptet eine Kohärenz und Kontinuität von biologischem Geschlecht, sozialem

prekäres Bündnis in: Benhabib, Seyla u.a. (Hrsg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart; Frankfurt 1993.

5 Ich möchte insbesondere verweisen auf: Butler, J.: Das Ungehegen der Geschlechter, Frankfurt 1991.

Dies.: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Berlin 1995.

Geschlecht, sexuellem Begehren und sexueller Praxis. Diese vier Bausteine bilden zusammen die sogenannte *Geschlechtsidentität*.

Der subtile Zwang der Geschlechter zur Heterosexualität erscheint in diesem Prozeß der Identitätsbildung nicht als Zwang, sondern als natürlich und selbstverständlich. Wenn ein Mann eine Frau sexuell begehrt, dann entspricht dies gemäß der heterosexuellen binären Geschlechterordnung dem Wesen des Mannes und ist normal.

Philosophischer Hintergrund dieser binären und heterosexuellen Geschlechterordnung bildet die in der Aufklärung entwickelte Anthropologie. Sie gründet auf der Annahme, daß es ein mit sich selbst identisches Subjekt »Mensch« gibt. Dieses Subjekt birgt in sich einen »fixen Kern«, dem wiederum verschiedene variable Eigenschaften von außen zu geordnet werden. Das Binäre besteht also bereits in dem Subjekt selbst und man unterscheidet innerhalb eines Subjektes in Substanz und Attribut, in Fixpunkt und Variable, in »Essenz« und »Konstrukt«.

In bezug auf die geschlechtliche Identität eines Subjektes bedeutet dies, daß wir gelernt haben, zu unterscheiden zwischen dem biologischen und dem sozialen Geschlecht. Das biologische Geschlecht wird dabei als der Fixpunkt, der essentielle Kern betrachtet, dem bestimmte, veränderliche Merkmale der sozialen Geschlechtsidentität, wie z.B. die gesellschaftliche Stellung, hinzugefügt werden.

Die Queer-Theory spricht hier von einer Unterscheidung in *sex* (biologische Geschlechtsidentität) und *gender* (soziale Geschlechtsidentität).

3. Sex und gender als Konstruktion

Genau an dieser Stelle setzt die Kritik Butlers ein. Diese Unterscheidung in *sex* und *gender*, in Biologie und Soziologie, Natur und Kultur wird von ihr als gedankliche und sprachliche *Konstruktion* entlarvt. Beide Faktoren, die zusammen die Geschlechtsidentität bilden, sind fiktive Konstrukte und darum nicht wertfrei und natürlich, denn diese Konstruktionen werden durch Interessen und Ziele bestimmt und mit Mitteln der Macht durchgesetzt, ja sie sind selbst Ausdruck der Macht. Somit ist auch die Kategorie einer in sich stimmigen und kohärenten Geschlechtsidentität nicht mehr und nicht weniger als eine Konstruktion, mittels der Wirklichkeit gefaßt und geschaffen wird.

Die Konstruktion einer kohärenten Geschlechtsidentität ist also vergleichbar mit dem, was ich über die Bedeutung von Idealbildern gesagt habe. Ja, die kohärente Geschlechtsidentität ist als ein Konstrukt selbst ein Ideal.

Damit meint Butler im Hinblick auf das biologische Geschlecht: Es gibt keinen vorsprachlichen und also herrschaftsfreien Raum, in dem das biologische Geschlecht in seiner »Essenz« und seinem »Wesen« an sich existiert. Der Körper ist kein weißes Stück Papier, auf das mit rosa oder hellblauer Farbe, die Eigenschaf-

ten der jeweiligen Geschlechtsidentität erst »nachträglich« durch Sprache eingezeichnet werden.

Es werden eben keine Kinder mit den neutralen Geschlechtsmerkmalen Penis oder Vagina geboren. (Es gibt keine neutralen Geschlechtsmerkmale). Schon die Frage nach dem Geschlecht des Kindes und dann die Antwort »es ist ein Mädchen«, implizieren Aussagen über den zu erwartenden erwachsenen Körper des Kindes, seiner Stellung im Gesellschaftssystem sowie seinem heterosexuellen Begehren und seiner heterosexuellen Praxis. Mit dem Satz »es ist ein Mädchen« wird also die heterosexuelle Frau von morgen buchstäblich ins Leben gerufen.

Entsprechend ist die soziale Geschlechtsidentität keine frei schwebende körperlose Variable, die das Subjekt sich frei nach Lust und Laune auswählen kann. Die soziale Geschlechtsidentität ist keine Kleidung, die mir morgens aussuchen und abends wieder in Schrank hängen kann. Ich kann sie nicht aus einem bestimmten Repertoire frei verfügbarer »Identitäten« je nach gusto auswählen. Die soziale Geschlechtsidentität bestimmt über uns – nicht wir über sie – und sie schreibt sich in unsere Körper ein. Beide Identitätsmerkmale, sex und gender, sind also kulturell und fiktiv konstruiert. Sie sind demnach nicht unveränderlich. Gleichzeitig besitzen sie aber eine Materialität, die sie als etwas Unveränderliches und Natürliches in die Wirklichkeit einsetzen.

Das bedeutet für die heterosexuelle Geschlechterordnung und das binäre Denken: als Konstruktionen sind sie Produkte der Macht und setzen sich mit Mitteln der Macht durch. Es besteht ein Zwang zur Zuordnung zu einer der beiden Geschlechtsidentitäten und zur Heterosexualität. Insofern ist unsere Gesellschaft eine heterosexistische Gesellschaft. Sie produziert sogenannte *verworfenen Geschlechter*.

Verworfenen Geschlechter sind diejenigen Geschlechter, die innerhalb der binären Geschlechterordnung keinen Platz haben. Die verworfenen Geschlechter bewegen sich außerhalb dessen, was die heterosexistische Gesellschaft an klaren kohärenten Geschlechtsidentitäten bereithält. Es sind diejenigen »Identitäten«, die jenseits des Selbstverständlichen, des »Normalen« und des »Natürlichen« angesiedelt werden, und also gibt es sie nicht.

4. Performativität und Performance

4.1. Performativität

Wie kommt es, daß diese als Konstruktion überführte Unterscheidung in sex und gender uns trotzdem so natürlich erscheint? Wie wird diese Bildung von binären Geschlechtsidentitäten als »Wirklichkeit« institutionalisiert?

Die politische Macht, die den binären Rahmen produziert, entfaltet sich durch *Performativität*. Das heißt: Durch das stetige Wiederholen bestimmter Sätze und Handlungen, Normen und Gesetze inszenieren sich die Geschlechter.

Performativität ist also kein einmaliger Akt. Wenn eine bestimmte Norm eingesetzt wird, schleift sie sich durch die ständige Wiederholung so ein, daß sie nicht mehr wie eine gesetzte, sondern wie eine natürliche Norm erscheint. Sie wirkt dann im Verborgenen und verschleiert die Konventionen, deren Wiederholung sie ist. Performativität ist das Mittel, mit dem sich Herrschaften und Machtordnungen »am Laufen halten«, indem bestimmte Gesetze und Normen immer wieder zitiert werden. Diese *Zitatförmigkeit* des symbolischen Gesetzes erklärt, wie es zu einer Materialisierung der Geschlechter kommt.

Bestes Beispiel für die performative Macht ist die gesellschaftliche Institution Ehe. Sie gilt als von Gott dem Menschen geschenkte Lebensform. Sie ist der Ort, in dem Sexualität – Heterosexualität – gelebt werden darf und soll. Daneben wird die Ehe als Keimzelle unseres Staates deklariert. Ihre Vorrangstellung im Staat ist gesetzlich abgesichert und wird von der Gesellschaft im allgemeinen getragen und befürwortet. Diese göttliche, staatliche und gesellschaftliche Institutionalisierung der Ehe durch Normen und Gesetze lebt davon, daß sie ständig präsent gemacht wird. Dies geschieht z.B. durch Rituale wie die kirchliche Trauung. Durch das Zitieren bestimmter Formeln und Traditionen wird die Ehe in jedem Traugottesdienst und in jeder standesamtlichen Zeremonie in ihrer Bedeutung bestätigt und immer wieder neu eingesetzt.

So lebt der kirchliche Ritus von traditionellen Formeln und Gesten, die seit Jahrhunderten gleichgeblieben sind. Durch die Wiederholung wird die Vergangenheit in der Gegenwart lebendig gehalten. Gleichzeitig wird diese eine bestimmte Trauung mit der Macht, die sich in der Geschichte entfaltet, in Einklang gesetzt. Jedes Zitat hält die Macht der vergangenen Zitationen für die Gegenwart fest und setzt so diese Macht neu ein.

Performativität kann also definiert werden als die Macht der Wiederholung und der ewigen Zitate.

4.2. Performance

Gleichzeitig bietet der einzelne performative Akt die Chance der Veränderung. Denn kein wiederholender Akt, kein Zitat, gelingt vollständig und ist schon allein durch Veränderung von Raum und Zeit verschieden von dem ihm vorausgehenden Akt.

Insofern haben wir gestern abend eine *Performance* erlebt. Dieser performative Akt hat sich sowohl der Zitatförmigkeit des Rituals als auch der bewußten Ak-

zentuierung und Veränderung in der Zitation bedient. Die Provokation dieser Performance liegt in der Verschränkung von Tradition – also dem Ritual der kirchlichen Trauung – und der Inanspruchnahme dieser Tradition durch von der Kirche verworfene Geschlechter. Indem hier zwei schwule Männer die Tradition auf sich beziehen und der weibliche Priester, die Priesterin, ihnen den Segen derjenigen Macht zuspricht, die hinter diesen Traditionen angenommen wird, wird das Ritual verändert. Der performative Akt wird zur provokanten theatralischen Performance.

Der bewußt eingesetzte performative Akt entwickelt verschiedene kreative und politische Wege. Zum Beispiel veranstalten »Queer-People« theatralische Aufführungen der Geschlechter mit dem Ziel der Parodie, der Überzeichnung und Nachahmung. Mit theatralischen Mitteln wird der binär geordneten heterosexistischen Gesellschaft ein Spiegel vorgehalten. Durch Verwirrung und Provokation wird sowohl der eigenen Wut als auch dem Widerstand gegen diese Ordnung politisch Ausdruck gegeben.

Diese Mittel und Wege, die Macht der Performativität durch Anwendung eben jener performativen Mittel selbst zu durchbrechen, werden in der politischen »Queer-Bewegung«, die sozusagen das praktische Pendant zur Queer-Theory ist, genutzt.

5. Zusammenfassende Thesen

1. Unsere Gesellschaft ist in Bezug auf die Geschlechter binär angeordnet. Dieses binäre System ist heterosexistisch aufgebaut und führt zur Verwerfung »dritter Geschlechter«.
2. Die Unterscheidung von *sex* und *gender* ist eine Konstruktion: Jedes binäre Denken, daß in Essenz (*sex*) und Konstrukt (*gender*) unterscheidet, beruht auf getroffenen Voraussetzungen, nicht auf »natürlichen« Gegebenheiten. Das »Weibliche« und das »Männliche« an *sich* existiert nicht.
3. In der konstruierten Unterscheidung von Sex und Gender äußert sich Macht und Herrschaft, die als Heterosexismus benannt werden muß.
4. Die Vorstellung in sich kohärenter und kontinuierlicher Geschlechtsidentitäten ist folglich ebenfalls eine durch Macht bestimmte Konstruktion.
5. Diese Macht entfaltet sich durch Performativität, d.h. durch die Macht der Wiederholung.
6. Der bewußte Akt politisch inszenierter Performances ist eine Möglichkeit, die heterosexistische Herrschaft anzugreifen.

5. GOTTESB(U)ILDER (M.B.)

Erotische Phantasien und religiöse Bilder haben gemeinsam, daß sie dem Bereich der Phantasie entspringen. Religiöse Vorstellungen üben einen Einfluß darauf aus, welche Phantasien erlaubt und welche verboten sind. Dabei sind permanent geschlechtlich bestimmte Symbole im Spiel. Gottesbilder sind *auch* geschlechtliche Ideale.

Damit überhaupt von Sexualität in bezug auf Gott die Rede sein kann, braucht Gott einen Körper. Wir sind heutzutage gewohnt, uns Gott abstrakt, als Inbegriff der Vernunft und der Moral vorzustellen. Der eine, monotheistische Gott symbolisiert dieses Prinzip. Der hellenistischen Philosophie galten Körper als Formen, die nicht perfekt waren. Gott aber hatte perfekt zu sein und konnte deshalb keinen Körper haben. Diese Abstraktheit, die sich in die christliche Theologie eingenistet hat, ist eine spirituelle Verarmung und entspricht keineswegs dem Denken des Ersten Testaments.

Wenn Gott einen Körper hat, dann ist eigentlich klar, daß Gott männlich ist. Die männlichen Metaphern, wie König, Hirte, Krieger, sind gegenüber den weiblichen eindeutig in der Überzahl.

Die feministische Kritik wirft der Theologie vor, daß ihr Gottesbild das Produkt männlicher Phantasien sei. Patriarchale Gesellschaften haben ein Bild des herrschenden Mannes an den Himmel projiziert und damit zur göttlichen Norm erhoben, die Frauen niemals erreichen können.

Diese Projektionstheorie macht es sich jedoch zu einfach, denn das Bild eines männlichen Gottes wirkt auf durchaus ambivalente Weise auf die Männer zurück. Entscheidend sind vor allem drei Wirkungsweisen, wobei sich die feministische Kritik nur auf die erste bezieht.

1. Das Gottesbild wirkt als Männlichkeitsideal, d.h. die Männer sind gehalten, sich selbst nach dem Bilde Gottes zu gestalten.
2. Das Gottesbild wirkt als Konkurrent der Männer.
3. Gott ist Objekt des Begehrens. Die innige Beziehung verläuft damit von Mann zu Mann und steht im Widerspruch zur heterosexuellen Norm.

Die folgenden, auf die Queer Theory gestützten Überlegungen gehen der Frage nach, welche Widersprüche zwischen Monotheismus und heterosexueller Männlichkeit sich aus diesen drei Wirkungsweisen ergeben. Ich stütze mich dabei vor allem auf die Ausführungen des US-amerikanischen Rabbiners Howard Eilberg-Schwartz in seinem Buch »God's Phallus«⁶.

6 Vgl. Eilberg-Schwartz, Howard: *God's Phallus. And other Problems for Men and Monotheism*, Boston 1994.

1. Begehren und Bilderverbot

Wenn Gott körperlich und männlich ist, müßte er auch männliche Geschlechtsmerkmale, wie Penis und Bart haben. Diese anatomischen Merkmale von Gottes sex sind jedoch in der Bibel sorgfältig verhüllt und verborgen. Am offensichtlichsten wird die Verhüllung bei der Begegnung zwischen Mose und Gott auf dem Berg Sinai geschildert, wo es heißt:

»Dann sagte Mose: Laß mich doch deine Herrlichkeit sehen! Der Herr gab zur Antwort: Ich will meine ganze Schönheit vor dir vorüberziehen lassen und den Namen des Herrn vor dir ausrufen. Ich gewähre Gnade, wem ich will, und ich schenke Erbarmen, wem ich will. Weiter sprach er: Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben. Dann sprach der Herr: Hier, siehe diese Stelle da! Stell dich an diesen Felsen! Wenn meine Herrlichkeit vorüberzieht, stelle ich dich in den Felsspalt und halte meine Hand über dich, bis ich vorüber bin. Dann ziehe ich meine Hand zurück, und du wirst meinen Rücken sehen. Mein Angesicht aber kann niemand sehen.« (Ex 33,18–23)

Gottes Leiblichkeit steht in dieser Geschichte außer Frage. Er hat ein Gesicht, Hände und einen Rücken. Welche Bedeutung hat es, daß die Vorderseite Gottes, die die wichtigen biologischen Merkmale des Geschlechts trägt, vor Mose verborgen gehalten werden?

Aufschluß bietet eine andere Geschichte, in der es ebenfalls um die männlichen Genitalien und ihre Verbergung geht. Der betrunkene Noah liegt entblößt in seinem Zelt. Ham, einer seiner Söhne kommt herein und sieht seinen Vater nackt. Er geht zu seinen Brüdern und erzählt ihnen die Situation, worauf diese einen Überwurf nehmen, rückwärts in das Zelt gehen und ihren Vater bedecken, ohne seine Blöße zu sehen. Als Noah erwacht und von dem Vorfall hört, verflucht er Kanaan, den Sohn von Ham (vgl. Gen 9,18–27).

Der Mythos verbietet es dem Sohn, seinen Vater nackt zu sehen. Er schreibt vor, worauf der Blick gerichtet zu sein hat: Der Blick auf den Vater als männliches, passives Objekt des Begehrens wird verboten.

Wie läßt sich das Verbot, den Körper Gottes und den Körper des Vaters anzuschauen, erklären? Im Herzen der jüdischen Religion existiert, nach Eilberg-Schwartz, eine tiefe Spannung bei der Definition von Männlichkeit. Männlichkeit wird aufs engste mit Zeugung und Fortpflanzung assoziiert. Männer werden als komplementär zu Frauen gedacht und die Ehe als Rückkehr zur ursprünglichen Einheit. Gleichzeitig kann jedoch die Beziehung eines Mannes zu Gott als liebend und sinnlich beschrieben werden.

Dieser homoerotische Impuls zwischen Gott und den Männern wird von verschiedenen Mythen und Gesetzen unterdrückt. Eines davon ist das Bilderver-

bot. Das Verbot, Gottes Körper darzustellen und sichtbar werden zu lassen, entschärft die homoerotische Versuchung, die mit dem Blick auf diesen Körper entsteht. Metaphern wie »Gottes Angesicht« sind dabei solange ungefährlich, wie sie nicht in Situationen verwendet werden, in denen der Blick auf Gott gerichtet wird.

2. Rivalität und Verweiblichung

Abgesehen von der Verhüllung des göttlichen Körpers gibt es eine weitere Lösung des homoerotischen Dilemmas im Monotheismus: die Verweiblichung der Männer. Der Druck auf die Männlichkeit der israelitischen Männer ist Teil eines Prozesses, in dem das Modell zweier komplementärer Geschlechter (männlich/weiblich) auf eine Dreierkonstellation: Gott – israelitische Männer – israelitische Frauen projiziert wurde. Der israelitische Mann rivalisiert in dieser Konstellation mit Gott um die Männlichkeit und mit den Frauen um den intimen Zugang zu Gott.

Gegenüber den Frauen, die unter heterosexuellen Gesichtspunkten eine »natürlichere« Beziehung zu Gott hatten, haben die Männer sich dadurch abgesichert, daß sie die Frauen für unrein erklärten und ihnen den Zugang zum Heiligtum verwehrten. Nur indem sie die Frauen aktiv vom Gottesdienst und heiligen Ämtern fernhielten, konnten die Männer ihren prekären Status bewahren.

Die andere Seite des Dilemmas wird deutlich in der metaphorischen Rede von der Ehe zwischen Gott und Israel. Im Monotheismus hat Gott keine weibliche Partnerin mehr. An ihre Stelle haben die Propheten das Volk Israel gesetzt. Israel, personifiziert in Jakob, einem Mann, wird im Zusammenhang stets als weibliches Gegenüber Gottes begriffen. Das Kollektiv Israel besteht jedoch aus Frauen und Männern. Es wird sogar vornehmlich von Männern repräsentiert.

Wie das Problem erzählerisch bewältigt wurde, zeigt die Geschichte von Jakobs Kampf am Jabbok. Beim Übergang über die Furt des Jabbok wird Jakob in einen Kampf mit einem Mann verwickelt. Beim Ringkampf, der bis zum Morgen dauert, wird Jakob aufs Hüftgelenk geschlagen, so daß dieses ausgelenkt wurde. Der Mann gibt Jakob den neuen Namen »Israel« (Gottesstreiter). Jakob gibt dem Ort des Kampfes anschließend den Namen »Penuel« (Gottesgesicht), weil er Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen hat und dennoch mit dem Leben davongekommen ist (vgl. Gen 32,23–33).

Einige Parallelen sprechen dafür, daß die hebräischen Wörter für Hüftgelenk und Hüftmuskel euphemistische Ausdrücke für Genitalien sind. So entspringen Jakobs Nachfahren seiner Hüfte (Gen 46,26; Ex 1,5), und es gibt einen Eid, bei dem der Schwörende die Hand unter die Hüfte des Patriarchen legt (Gen 24,2,9; 47,29). Jakob wird also zu Israel durch einen Kampf, in dem seine Geschlechtssteile verletzt werden. Dies geschieht genau in dem Moment, wo aus dem Mutter-

sohn ein unabhängiger Mann wird, der bereit ist, seinem stärkeren Bruder Esau entgegenzutreten. Die Unterwerfung Jakobs unter Gott wird durch den Angriff auf die Männlichkeit Jakobs unterstrichen.

Die Erzählung leistet insofern einen Beitrag zur Lösung des Dilemmas israelitischer Männer in ihrer Beziehung zu Gott, als sie die Männlichkeit symbolisch angreift. Im Ritual der Beschneidung hat das Judentum eine vergleichbare Lösung des Männlichkeitsdilemmas institutionalisiert. Die Beschneidung ist einerseits Zeichen des abrahamitischen Segens der Fruchtbarkeit und der Fortpflanzung. Zugleich aber ist die Beschneidung ein Zeichen der Unterwerfung der Männer unter Gott. Durch die rituelle Teil-Entmannung wird den Ansprüchen beider Seiten des kulturellen Konflikts genüge getan.

3. Ideal und sexuelle Zeugung

Schließlich gibt es noch einen dritten Widerspruch zwischen Monotheismus und Heterosexualität. Wie können Männer, von denen Zeugung erwartet wird, dem Bild eines asexuellen Gottes entsprechen? Beide Schöpfungsmythen versuchen, diesen Konflikt zu überspielen, indem sie *en passant* vom ungeschlechtlichen Menschen zum sexuellen Wesen übergehen. Der jahwistische Schöpfungsbericht läßt am Anfang offen, ob ADAM bereits ein Mann ist oder ob es sich um einen androgynen Erdling handelt, die Erschaffung Evas aus seiner Rippe ist zumindest noch ein asexueller Zeugungsakt. Sexualität und Ehe gehören nicht zur ursprünglichen Erschaffung des Menschen, sie sind eine Konzession an menschliche Bedürfnisse.

In der Priesterschrift wird der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen und zwar männlich und weiblich. Direkt danach werden die Menschen zur Fruchtbarkeit gesegnet. Die Spannung besteht in dieser Geschichte zwischen dem Menschen als Abbild eines asexuellen Gottes und dem Auftrag zur sexuellen Fortpflanzung. Überspielt wird sie, indem Gott zunächst von sich im Plural spricht: »Laßt uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich.« Während einen Vers weiter der Singular steht: »Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie.«

Die unbedingte Normativität von Zeugung und Fortpflanzung hat erst mit dem Untergang des Tempels und des Priestertums nachgelassen. Die Rabbiner bspw. konnten sich durch ihr Wort Söhne zeugen. Für die christliche Identität wurde die Abstammung vom Vater gänzlich unerheblich. Im Mythos der Jungfrauengeburt wird Josef als menschlicher Vater überflüssig, denn ein göttliches Wesen vereinigt sich mit einer menschlichen Frau. Dieser Mythos ermöglichte es, die Zugehörigkeit zum Christentum von den Juden auf die Heiden zu erweitern.

Da der Focus auf die Männlichkeit entfallen ist, wird gleichfalls die physische Beschneidung überflüssig und kann wie bei Paulus zur Metapher des Gesetzesgehorsams spiritualisiert werden.

Das eine Dilemma zwischen Monotheismus und Heterosexualität fällt aus diesem Grunde im Christentum weg: Das Ideal der Zeugung wird aufgegeben zugunsten des Idealbildes des asketischen Mannes. Das zweite Dilemma, die mann-männliche Erotik, wird jedoch umso virulenter, da der Körper und der sex des inkarnierten Gottessohnes nicht mehr zu verstecken sind.

4. Systematische Reflexion

Die Überlegungen von Howard Eilberg-Schwartz verdeutlichen, daß die normative Prämisse der Heterosexualität einen ganz erheblichen Einfluß auf die konkrete Ausprägung der monotheistischen Religionen gehabt hat. Aus schwuler und lesbischer Perspektive ist diese Prämisse jedoch in Frage zu stellen. Was passiert mit der Theologie, wenn wir die Heteronormativität aufgeben? Es wird zu einem »Gender Trouble« in der Theologie kommen, zu einem Widerstreit unterschiedlicher Sichtweisen und Ansätze, die nicht ohne weiteres miteinander versöhnbar sind.

Ein männlicher Gott, der für das homoerotische Begehren von Männern offen ist und sich deren Blick nicht länger verschließt – diese dogmatische Konstellation wäre für Schwule wünschenswert. Die verbotenen sexuellen Motive des Monotheismus würden einfach erlaubt.

Lesben wären davon jedoch vollständig enttäuscht, wenn sie es definitiv mit einem männlichen Gott zu tun hätten. Sie können im christlichen Kontext zwei Wege beschreiten. Sie können erstens betonen, daß jede Rede von Gott nur analoge Rede ist und wir letztlich nicht wissen, ob Gott ein Geschlecht hat und wenn ja, welches. Gottes Körper würde im bilderlosen Nebel verschwinden – die entschualisierte Lösung.

Die zweite Möglichkeit liegt darin, die weiblichen Mittlerfiguren, Geistin und Weisheit, in der Trinitätstheologie stark zu machen, um sie als Ideal bzw. als begehrenswerte himmlische Gegenüber aufzubauen. Die systematische Berücksichtigung weiblicher Figuren in der Trinitätstheologie könnte auch heterosexuelle Männer in ihrer erotischen Bezogenheit auf Gott stärker ansprechen als ein rein männlich gedachter Gott. Ich halte diesen trinitarisch-spekulativen Ansatz für den integrativsten und zukunftsweisenden.